



Sigrid Damm Atemzüge

Essays
insel taschenbuch

insel taschenbuch 2585

Sigrid Damm

Atemzüge



Biographische Miniaturen zum Leben von Caroline Schlegel-Schelling, Jakob Michael Reinhold Lenz, Franz Fühmann, Eduard Mörike, Róża Domaścyna und Christiane Goethe vereint dieser Band. Die Essays sind in den Jahren 1978 bis 1998 parallel zu Sigrid Damms großen historisch-biographischen Büchern und ihren Gegenwartsromanen entstanden. Sie sind wie diese von der besonderen Art des Umgangs mit Dokumenten bestimmt, der Einfühlsamkeit und Lebensklugheit des Fragens nach Hintergründen und der erzählerischen Meisterschaft, mit der Sigrid Damm Lebenswelten und individuelle Persönlichkeiten aus Authentischem – aus Zeitzeugnissen, Briefen, Tagebuchaufzeichnungen, Bildnissen u. a. – zurückzugewinnen und zu verlebendigen versteht.

Zwei Reden aus den Jahren 1987 und 1992 – »Lenz, eine geheime Lernfigur« und »Der Kopierstift hinter dem Ohr des Soldaten« – vermitteln dazu aufschlußreiche Einblicke in die ›Werkstatt‹ Sigrid Damms, zeigen die Wege ihrer unbeirrten Spurensuche, sprechen von den Hintergründen ihres »Hungers nach dem Aktenmäßigen, dem Archivierten«.

Sigrid Damm
Atemzüge

Insel Verlag

4. Auflage 2025

Erste Auflage 1999
insel taschenbuch 2585

© 1999, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany
ISBN 978-3-458-34285-4

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@insel-verlag.de
www.insel-verlag.de

Atemzüge

Die Kunst zu leben

Caroline Schlegel-Schelling in ihren Briefen

Als die ersten Meldungen 1789 aus dem revolutionären Paris nach Deutschland dringen, schreibt eine junge Frau: »Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll, denn die heutigen Zeitungen enthalten so große unerhört prächtige Dinge, daß ich heiß von ihrer Lektüre geworden bin.« Wenig später geht die Schreiberin des Briefes, es ist die sechszwanzigjährige Caroline Böhmer, nach Mainz, dorthin, wo die Französische Revolution auf deutschen Boden übergreift. »Wer kan sagen, wie bald mein Haupt eine Kugel trifft!« fragt sie, »ich ginge ums Leben nicht von hier – denk nur, wenn ich meinen Enkeln erzähle, wie ich eine Belagerung erlebt habe, wie man einen alten geistlichen Herrn die lange Nase abgeschnitten und die Demokraten sie auf öffentlichen Markt gebraten haben – wir sind doch in einem höchst interessanten politischen Zeitpunkt, und das giebt mir außer den klugen Sachen, die ich Abends beym Theetisch höre, gewaltig viel zu denken.«

Der Teetisch, von dem hier die Rede ist, ist der Georg Forsters, des deutschen Jakobiners. Mit ihm, beeindruckt und beeinflusst durch seine große Persönlichkeit, erlebt diese Frau die Mainzer Republik. Die außergewöhnlichen zeitgeschichtlichen Umstände prägen in eigentümlicher Schärfe ihre Persönlichkeit, ihre Individualitätsauffassung und ihr Selbstwertgefühl.

Als Frau gezwungen, Zeitgeschichte und eigenes Dasein in enger Beziehung zu sehen, kommt sie in der Auseinandersetzung mit dem weltgeschichtlichen Gehalt der Französi-

schen Revolution bei sich selbst an. Konsequenz und beharrlich ringt Caroline ihr Leben lang darum, sich als Mensch zu verwirklichen. Sie wagt zu leben. Das ist ihre unerhörte Kühnheit.

Wer war Caroline? Wie war sie? Bildnisse gibt es viele; von Zeitgenossen und Nachgekommenen, gehässige und gemeine in der Überzahl, freundliche und überschwengliche vereinzelt. Meist hat sie als Frau Interesse erregt, kaum als Mensch. Generationen von Spießern verleumdete sie moralisch. Anlaß: Die neunundzwanzigjährige Frau, seit fünf Jahren ist ihr Ehemann tot, verfügt frei über sich, und aus der Liebesbeziehung zu einem Angehörigen der französischen Revolutionsarmee geht ein Kind hervor. Das stellt sie in »eine Linie mit einer beliebigen Straßendirne«, wie Scherer 1874 schreibt, und für Jansen ist 1889 alles klar: Caroline huldigt unter Goethes Einfluß, den er ausschließlich unter dem Aspekt betrachtet, daß er im »Concubinat mit Fräulein Vulpius lebe«, dem »Cultus der freien Liebe«. Selbst der verdienstvolle erste Herausgeber von Carolines Briefen, Georg Waitz, verzeiht ihr diese »lichtscheue Buhlschaft« nicht. Erst die Essays von Ricarda Huch und Helene Stöcker machen dem ein Ende. Am nachhaltigsten in der Öffentlichkeit wirken aber die vielen, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts meist von Frauen verfaßten, kitschig-süßlichen Darstellungen von Carolines Leben. Wollen sie Ungerechtigkeiten beseitigen, so ist ihre Wirkung doch in anderer Weise verheerend: Die klischeehafte und sentimentale Darstellung verzerrt diese historische Gestalt nicht minder. Auf all das werden wir nicht eingehen. Vorurteilen und Dummheit kann man nicht begegnen, in dem man sie wieder und wieder zitierend mitschleppt. Versuchen wir, uns Caroline ungezwungen und unvoreingenommen zu nähern.

Wir wollen kein neues Bildnis hinzufügen. Als Heutige begegnen wir ihr, treten mit ihr ins vertraute Gespräch, sehen Eigenes im Fremden, uns Erfülltes im Abstand der Zeit, in der gesellschaftlichen Revolutionierung; Unerfülltes, wo Caroline durch ihr vorurteilsloses Handeln, ihr politisches und ästhetisches Feingefühl, ihre lebhaft empfindliche Empfänglichkeit uns »Maßstäbe für die Menschlichkeit« setzt. Nicht weil sie mit großen Männern, dem Philosophen Schelling, dem Essayisten und Übersetzer August Wilhelm Schlegel, verheiratet war; nicht weil historisch interessante Persönlichkeiten wie Georg Forster, Friedrich Schlegel und Novalis ihre Freunde waren; nicht weil sie Goethe, Schiller und Herder kannte, wenden wir uns ihr zu. Unsere Lesart zielt auf sie selbst, ihre Auseinandersetzung mit der Welt und mit den Genannten. Wir heben auch nicht ihre Arbeiten hervor. In die Archive müßten wir gehen, ihre Schriftzüge in den Übersetzungen August Wilhelm Schlegels, in den Arbeiten Schellings entziffern, ihr Romanprojekt besehen, versteckte Fußnoten in den Werken Schlegels beachten, z. B. das Vorwort seiner 1928 veröffentlichten »Kritischen Schriften«, wo er von einigen Aufsätzen sagt, sie seien »nicht ganz« von ihm, sondern »zum Teil von der Hand einer geistreichen Frau, welche alle Talente besaß, um als Schriftstellerin zu glänzen, deren Ehrgeiz aber nicht darauf gerichtet war«. Den Namen der Autorin aber nennt er nicht. Hier handelt es sich um Carolines Briefe über Shakespeares »Romeo und Julia«, die Schlegel wörtlich übernommen hat. Wir müßten spekulieren, welchen Anteil Caroline an der Arbeit über die Dresdner Gemäldegalerie hat, an jenen Gedanken vor allem über Raffaels Sixtinische Madonna. Wir müßten nachvollziehen, welche Ratschläge sie Gottfried August Bürger für seine Dichtungen und Übersetzungen gab, mit welchen Vorschlä-

gen für Kürzungen sie Friedrich Schlegel bei der Entstehung seines Romans »Lucinde« zur Seite stand. Wir müßten untersuchen, wie sie Ironie handhabt, z. B. im Spottgedicht auf Fichtes »Wissenschaftslehre«, in der Parodie auf Friedrich Schlegels Dissertationsthesen. Und schließlich ihre meist unter fremdem Namen erschienenen Rezensionen lesen! Wir müßten ihre ruhmlose Arbeit als Lektorin, als Sekretärin Schlegels und Schellings, als Redaktionsassistentin der Zeitschrift »Athenäum« betrachten.

All das könnten wir tun, wir tun es aber nicht. Hieße es doch, Geschichte zu beschreiben, wie es über Jahrhunderte üblich war und ist, nach Taten, meßbaren Leistungen im Bereich der Politik, Ideologie, Kunst. So gesehen hat Caroline keine Chance. Ihre Leistung ist nicht meßbar. Liegt ihr Wert in ihrem einfachen Dasein? In der Tat. Carolines Kunst war die Kunst, in den ihr historisch aufgezwungenen engen Grenzen ihr Leben bewußt zu gestalten. Entschieden ergreift sie die Möglichkeiten, niemals nach vorgeformten Normen und gängigen Werten fragend. Unser Ziel ist daher, Einblick in Carolines Entwicklung zu gewinnen; zu ergründen, welche inneren und äußeren Kräfte es sind, die sie befähigen, so selbstbewußt ihr Leben zu gestalten, ihre wirklichen Bedürfnisse unverstellt zum Maßstab ihrer Handlungen zu machen. Und welche ihrer nicht theoretischen, sondern praktisch vorgelebten Maximen Einfluß auf die ihr Nahestehenden haben, sie eine bedeutende literarische Strömung, die Jenaer Frühromantik, entscheidend mitprägen lassen; sie befähigen, ihren Freunden und Geliebten nehmend und gebend geistige Partnerin und produktive Anregerin zu sein.

Als »politisch-erotisch« bezeichnet Friedrich Schlegel Carolines »Natur« und fügt hinzu, »doch möchte das Ero-

tische wohl überwiegend sein«. Caroline, die »ihre Privatbegebenheiten« in die »Stürme der großen Revolution« verwickelt, äußert sich nie zu Fragen der sozialen und juristischen Gleichstellung der Frau, wie es etwa die von Georg Forster bewunderte Engländerin Mary Wolstonecraft oder zeitgleich in Deutschland Rahel Levin tut. Oder in Frankreich Olympe de Gouges, die 1789 eine der »Déclaration des droits de l'Homme« entsprechende »Déclaration des droits de la Femme« vorschlägt, die alle männlichen Vorrechte abschaffen soll.

Caroline war keine Vertreterin der Emanzipation im engen Sinne des Begriffs, wie er damals und auch heute oft gebraucht wird. War sie deshalb nicht für die Befreiung der Frau? Lassen ihre Urteile über Geschlechtsgenossinnen nicht sogar auf Emanzipationsfeindlichkeit schließen? In scharfer Form tadelt sie Frauen, die in der Öffentlichkeit auftreten. So Philippine Gatterer und Friederike Münter, zwei Göttinger Dichterinnen, denen sie »Mangel an Originalität und Klarheit des Denkens vorwirft« und deren wenig bescheidene und unweibliche Art ihr mißfällt. So Sophie La Roche, deren Dichtung und den um ihre Person betriebenen Kult Caroline unausstehlich findet. Über die Tochter des Aufklärers Schlözer, der mit einundzwanzig Jahren ehrenhalber von der Göttinger Universität die Doktorwürde verliehen wird, schreibt die achtzehnjährige Caroline: »Was sagst Du . . . zu der sonderbaren Erziehung? . . . Es ist wahr, Dortchen hat unendlich viel Talent und Geist, aber zu ihrem Unglück, denn mit diesen Anlagen und den bizarren Projecten des Vaters, die sie zu der höchsten Eitelkeit reizen werden, kan sie weder wahres Glück noch Achtung erwarten.«

Caroline erkennt sehr klar – und das Schicksal dieser Do-

rothea Schlözer wie das vieler Frauen bestätigt ihr –, daß der Ausbruchversuch, »im Zweck des Weibs« nicht den »Hauptzweck des Menschen« zu sehen, unter den gegebenen historischen Umständen oft mit Verzicht auf eine Familie, auf Kinder bezahlt werden muß, er überdies – um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Frauen zu lenken – mit allerhand äußeren Auffälligkeiten und Verschrobenheiten kompensiert wird und selten über ein Mittelmaß hinausgelangen kann.

War Carolines Vorurteil die Furcht, »unweiblich« zu sein, wie Friedrich Schlegel sagt? Bittere, sozial harte Erfahrungen, die sie politisch und moralisch denunzierten, haben ihren Blick für ein mögliches historisches Wirkungsfeld geschärft, für die starre Rollenzuweisung durch die Gesellschaft, der sie wie keine andere entrinnen kann. Sie weiß: »Man schätzt ein Frauenzimmer nur nach dem, was sie als Frauenzimmer ist.« Und ist froh, daß ihr »Herz ein Gewand über die Vorzüge des Kopfs wirft, daß mir beides Aeußerungen als Verdienst anrechnen läßt«. Caroline ist entschieden für die Emanzipation, aber für die von Frau und Mann. Und sie will dabei nichts Lebenswichtiges verloren sehen, z. B. die Frau als Mutter, als freundschaftliche Partnerin ihrer Kinder. Können sie die Kinder allein nicht ausfüllen, wie die Clausthaler Jahre ihr bestätigen werden, so hat sie doch in ihrem Verhältnis zu ihnen immer etwas ganz Wesentliches gesehen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß heute, fast zweihundert Jahre danach, Simone de Beauvoir im Kind den Hauptfeind der Emanzipation sieht, wird deutlich, daß Caroline Grundfragen der menschlichen Emanzipation berührt.

Schelling spricht von Caroline als dem »seltenen Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit

der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzen vereinigt«. August Wilhelm Schlegel sieht in ihr »männliche Selbständigkeit mit weiblicher Lieblichkeit vereinigt«. Sind diese Urteile von feststehenden Rollenvorstellungen geprägt, so zielen die durch Carolines Persönlichkeit ausgelösten Gedanken des jungen Friedrich Schlegel auf Emanzipation überhaupt. Den Androgynenmythos modernisierend, proklamiert er die Vereinigung von Männlichem und Weiblichem zur harmonischen, »vollen ganzen Menschheit«. Will Friedrich Schlegel, sich gegen die einseitige Sicht der Frau als Geschlechtswesen wendend, nicht die Wertsumme der in ihr ruhenden geistigen und sittlichen Kräfte mobilisieren, in der Aufhebung der starren Rollenzuweisung die Emanzipation von Frau und Mann anstreben? So wie Clara Zetkin es im Jahre 1920 sieht: »Freieste Mitarbeit der Frau auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens bedeutet eine reichere, vielseitigere Qualität der Leistungen. Gerade weil wir Frauen unsere geistige, unsere sittliche Eigenart haben, nicht mißratene Kopien der sogenannten, Herren der Schöpfung, sind, sondern weibliche Menschen, gerade deshalb vermögen wir eigene, neue, andere Werte in das Gesellschaftsleben einzusetzen. Das gesellschaftliche Leben würde nicht an Fülle, sondern auch an Mannigfaltigkeit, an Vertiefung und Verfeinerung gewinnen, wenn die Frau als ein frei entwickelter Vollmensch auf allen Gebieten mitwirken könnte.«

In den ihr gegebenen Verhältnissen sieht Caroline keine Möglichkeit, öffentlich zu wirken, sich als »Vollmensch« zu entfalten. So nimmt sie die unscheinbare Rolle der Anregerin, Gesprächspartnerin, der Mitarbeiterin an; wechselt die Gegenstände ihres Interesses mit dem Wechsel der Männer, denen sie in Freundschaft oder Liebe verbunden ist.

Mit feinem Gespür setzt Caroline sich immer wieder gegen das Drängen der Freunde nach literarischer Betätigung zur Wehr. »Lassen Sie sich weder [durch] Wilhelms Treiben noch ihre Arbeitsscheu den Gedanken verleiden, selbst Beiträge zu geben«, schreibt Friedrich Schlegel ihr 1797, sie zudem zu einem »Romänchen« überredend. Novalis sagt ihr 1799: »Möchten doch auch Sie die Hände ausstrecken nach einem Roman.« Sehr viele Frauen betätigen sich schriftstellerisch, im Kreis der Frühromantiker Sophie Bernhardt, die Schwester Tiecks; Sophie Mereau, die spätere Frau Brentanos; Dorothea Veith, Friedrich Schlegels Lebensgefährtin. Aber: Brentano z. B. macht Sophie, die in den drei Jahren ihres Zusammenlebens drei Kinder gebar, den Vorwurf, sie habe seinen »poetischen Tod« verschuldet. Dorothea gibt sehr bald eigene literarische Versuche auf und arbeitet ausschließlich, um für die Familie Brot herbeizuschaffen und Friedrich das Schreiben zu ermöglichen. Er sucht daraufhin seine für das Schaffen notwendige schöpferische Anregung in einer sexuellen Beziehung zu einer anderen Frau. Die unternommenen Versuche einer gleichberechtigten Entwicklung beider Partner scheitern am eigenen Unvermögen, an der Unvereinbarkeit von Lehre und Leben, Denken und Handeln, am grauen bürgerlichen Alltag mit seinen schwierigen materiellen Existenzbedingungen. Aufschluß über die reale Haltung zur geistigen Entwicklung der Frau gibt eine Bemerkung Friedrich Schlegels über Caroline. »Nun, sage ich, kann sie tun, was wir alle wollen – einen Roman schreiben. Mit der Weiblichkeit ist es nun doch vorbei ...«, schreibt er 1798 an Schleiermacher. Fünfunddreißig Jahre alt ist sie da! Caroline ist auf die Vorschläge ihrer Freunde nicht eingegangen, hat allen Verlockungen eigener schriftstellerischer Tätigkeit widerstanden. Ob wir ein

»Romänchen« von ihr, hätte sie es geschrieben, heute mit Interesse und Gewinn lesen würden? Dorotheas Roman »Florentin« z. B. ist – wie viele Produkte ihrer Zeitgenossinnen – von geringerem Gewicht. Carolines nicht für die Öffentlichkeit gedachte Briefe aber, diese intimen, unverstellten Selbstaussagen, an Freunde und Nächste gerichtet, lesen wir als erregende Dokumente einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, die unter den widrigsten Bedingungen die »Kunst zu leben« erlernt und ausübt. Nicht der literarische, artifizielle Wert der Briefe interessiert uns vorrangig, wenngleich er außerordentlichen Genuß bereitet. Uns interessiert die in den Briefen gespeicherte Lebenserfahrung Carolines im Sinne von Novalis, der einmal denjenigen einen großen Menschen nennt, dessen Tagebuch das größte Kunstwerk sei.

Am 2. September 1763 wird Dorothea Caroline Albertine Michaelis in Göttingen geboren. Ihr Vater ist Professor an der dortigen Universität, gehört zu den angesehensten Leuten der Stadt, besitzt das prächtigste Haus. Er ist Mitglied der Pariser Akademie, empfängt in seinem Heim Gotthold Ephraim Lessing, Benjamin Franklin, Alexander von Humboldt, Johann Wolfgang Goethe. Das geistige Klima der Stadt Göttingen ist in den siebziger und achtziger Jahren von fortschrittlichen und demokratischen Ideen geprägt. Hier wirken der bekannte Schriftsteller und Naturwissenschaftler Lichtenberg und der Altertumsforscher Heyne. Caroline wächst in Göttingen auf. Von ihrer Kindheit wissen wir wenig. Nie hat sie sich rückblickend dazu geäußert. Sehr glücklich war sie offenbar nicht.

Carolines Mutter, die Tochter des Oberpostmeisters in Göttingen, hatte in rascher Folge neun Kinder geboren, vier bleiben am Leben. Körperlich überanstrengt durch die stän-

digen Schwangerschaften, wenig geistvoll und ohne Humor, schafft sie im Haus eine engherzige und kleinliche Alltagsatmosphäre. Ihr Ehrgeiz ist, die Töchter zu perfekten Hausfrauen zu erziehen. Zwei Jahre ist Caroline in einem Gothaer Internat. Auch über diese Zeit wissen wir nichts. Die Briefe der Fünfzehnjährigen zeigen ein durchschnittliches, wohlgezogenes junges Mädchen. Ein affiges kleines Geschöpf, abgerichtet zu Tändeleien, sich in Eifersuchtszenen gefallend. Im Zeitstil verfaßt sie die Briefe an ihre Freundin in französisch. Ausflüge, Gesellschaften, Klatsch über Freundinnen und Freunde, sehr wahllose Lektüre bestimmen ihren Gesichtskreis. Der Aufklärungsgeist, verwandelt und reduziert auf handhabbare Lebensregeln des Kleinbürgertums, nimmt sich in ihren Briefen bis etwa 1788 merkwürdig philiströs aus. Caroline drapiert sich mit Ansichten von Tugend und Vernunft, trägt sie als Phrasen vor. Moralisiert sie der jüngeren Schwester Lehren, für die ihr jegliche Lebenserfahrung fehlt. So preist sie den Trost des guten Gewissens, warnt vor der Philosophie des Lebensgenusses. Altklug schreibt die Achtzehnjährige: »... und wäre die Stimme der Leidenschaft auch noch so stark, so würd ich mich dennoch besiegen, denn die Redlichkeit meiner Gesinnungen und gutes Herz sind mir mehr wehrt als zeitliches Glück.« Zehn Jahre später sind die in Gemeinplätzen des Aufklärungsstils vorgetragenen Schicklichkeitslehren aus ihren Vorstellungen verschwunden. Der Stil ist offen, natürlich.

Aber bereits in den Briefen der noch kindlichen Caroline gibt es ungewöhnliche Töne. Hellwach reagiert sie auf die demokratischen und aufklärerischen Ideen, die ihr im Haus des Vaters und dem der Freundin Therese Heyne begegnen. Michaelis fördert Carolines geistige Entwicklung, läßt sie

Texte abschreiben und übersetzen, gibt ihr zu lesen, spricht mit ihr. Elternhaus, Freundeskreis, die Atmosphäre der Göttinger Universität lassen sie mit wesentlichen geistigen und künstlerischen Leistungen der bürgerlichen Klasse in Deutschland vertraut werden. Ist das die Voraussetzung, daß sie sehr bald den Kontrast zwischen verkündetem Ideal und realer gesellschaftlicher Situation spürt?

Vorerst führt diese Wahrnehmung sie zu einer oppositionellen Abgrenzung von der ihr traditionsgemäß zuge-dachten Rolle. »Ich würde, wenn ich ganz mein eigener Herr wäre«, schreibt die Achtzehnjährige, »weit lieber gar nicht heyrathen, und auf andre Art der Welt zu nuzen suchen.« Sie ist nicht ihr eigener Herr, hat nicht über ihr Leben zu bestimmen. Ihr Vater verheiratet sie. Das tut selbst ein so aufgeklärter Geist wie Moses Mendelssohn, der seine Tochter Dorothea, die spätere Lebensgefährtin Friedrich Schlegels, sehr fortschrittlich erzieht. Aber als sie siebzehn Jahre ist, verheiratet er sie mit einem um viele Jahre älteren, reichen Bankier. Carolines Vater, mit drei Töchtern »gestraft«, bestimmt für die Älteste einen jungen Mann aus dem näheren Freundeskreis, den dreißigjährigen Johann Franz Wilhelm Böhmer. Caroline kennt ihn seit der Kindheit, sie waren Nachbarn. Böhmer hat in Göttingen Medizin studiert und wird im Jahr 1784 als Berg- und Stadt-Medicus nach Clausthal berufen.

Caroline muß mit ihm gehen. Vier Jahre lebt sie neben Franz Böhmer in Clausthal, dem kleinen, sechstausend Einwohner zählenden Bergmannsstädtchen im Harz. Sie versucht sich einzuleben – »Ich für mein Theil werfe mich alle Tage mehr in Clausthal herein, ohne mich in die hiesige Form zu gießen« – und fühlt sich doch als ein »elendes Geschöpf, das mit Gleichgültigkeit das Morgenlicht durch die

Vorhänge schimmern sieht, und ohne Satisfaction sich niederlegt«. – »Ich bin zwecklos«, klagt sie. Von Fontane oder Flaubert wissen wir grausam genau, wie solche von den Eltern geschlossenen Ehen aussehen können. Was wissen wir von dem, was in Caroline vorgeht? Niedergeschlagen versucht sie, sich mit engen Lebenstheorien Ruhe zu verschaffen. Da die »Zärtlichkeit für Böhmer nicht das Gepräge auflodernder Empfindungen« trägt, wird ihr »Glück bleibend sein, weil es nicht übertrieben ist«. Ihre Wünsche seien »mäßigt«, die »Glückseligkeit« aus »Kleinigkeiten« zusammengesetzt. Dreiundzwanzig Jahre ist sie alt, als sie resignierend schreibt: »Früh genug wird die Stunde kommen, die den Zauber bricht, wo das große Interesse des Lebens verschwindet – ein Tag dem anderen ohne Sturm und ohne Ruh folgt.«

Die harmonisch-versöhnende Beruhigung wechselt mit dem Aufschrei. »Mein Herz war ein unwirthbares Eyland«, lesen wir betroffen. Und was hätte sie in der Tat von ihrem Leben zu erwarten gehabt? Ein kleines Glück durch Anpassung? Das Schwinden »des großen Interesses des Lebens« als Bedingung der Erträglichkeit dieses engen Lebens? Verzweifelt wehrt sie sich dagegen, im »Zweck des Weibs« den »Hauptzweck des Menschen« zu sehen. Drei Kindern gibt sie in den Clausthaler Jahren das Leben. »Ich bin nicht mehr Mädchen, die Liebe giebt mir nichts zu thun als in leichten häuslichen Pflichten . . . Auch bin ich keine mystische Religions Enthousiastin – das sind doch die beyden Sphären, in denen sich der Weiber Leidenschaften drehn. Da ich also nichts nahes fand, was mich beschäftigte, so blieb die weite Welt mir offen – und die – machte mich weinen.« Tiefe Resignation, »mein Loos ist geworfen«, wechselt mit offener Auflehnung gegen ihr Schicksal. Sie ist sich bewußt, daß sie

»fähig« ist, »eine größere Rolle zu spielen«, die zu »höhern Hofnungen« berechtigt.

Es ist nicht allein die Leere in der inneren Beziehung zu ihrem Ehemann, die sie unglücklich macht, sondern zweifellos auch der Wechsel aus der weltoffenen Stadt Göttingen in das biedere Kleinstädtchen. In Clausthal gibt es kaum ein geistig-literarisches Leben. »Die Gesellschaften hier sind in 4 Abscheerungen geteilt, eine hölzerne Wand zwischen jedes Part nach den 4 Himmelswinden zu: die Weiber, die Männer, die Mädchen, die Junggesellen.« Caroline hat sich bereits in Göttingen über das Bornierte und Philisterhafte des Bürgertums lustig gemacht, als sie z. B. anlässlich von Goethes Besuch schrieb: »Und alle unsre schnurgerechten Herren Professoren sind dahin gebracht, den Verfaßer des Werther für einen soliden hochachtungswürdigen Mann zu halten.« In Clausthal schärft sich in dieser Hinsicht ihr Blick außerordentlich. Ironisch und sarkastisch porträtiert sie Spießigkeit und politische Unwissenheit der Honoratioren der Stadt. »Heut hab ich wieder visitirt«, heißt es, »bey Vetter Schichtrupp unter andern; dessen Frau – ein gutes Vieh – wie eine leibhaftige Teller Münze aussieht. Er ist fürchterlich unwißend. Hatte mal von amerikanischen Krieg gehört, wußte [nicht] ob ihn Hänschen oder Gretchen führt.« So scharfsichtig Caroline ihre eigene Klasse beurteilt, so wenig hat sie einen Blick für das Los der untersten Schichten, für soziale Gegensätze, die in einer Bergarbeiterstadt wie Clausthal fast unmöglich zu übersehen waren. Im eigenen Hause, in den unteren Räumen, befindet sich die Praxis ihres Mannes, in der auch die Bergleute ein und aus gehen. Nichts davon spiegelt sich in ihren Briefen. Sie hat daran keinen inneren Anteil genommen. Sie lebt im oberen Stockwerk des Hauses. Getrennte Sphären? In der Clausthaler